



DIE AUTOBIOGRAFIE

Schlamm,
BEAR GRYLLS
Schweiß und Tränen

DIE AUTOBIOGRAFIE *Schlamm,*
BEAR GRYLLS
Schweiß und Tränen



Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

Mud, Sweat and Tears

ISBN 978-1-905-02648-7

Copyright der Originalausgabe 2011:

Mud, Sweat & Tears copyright © Bear Grylls 2011.

Translation copyright © 2012, by Börsenmedien AG, Kulmbach

Copyright der deutschen Ausgabe 2012:

© Börsenmedien AG, Kulmbach

Übersetzung: Yvonne Rolli

Gestaltung und Satz: Johanna Wack, Börsenmedien AG

Lektorat: Hildegard Brendel

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-864700-52-1

Alle Rechte der Verbreitung, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Verwertung durch Datenbanken oder ähnliche Einrichtungen vorbehalten.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

BÖRSEN  MEDIEN
AKTIENGESELLSCHAFT

Postfach 1449 • 95305 Kulmbach

Tel.: +49 9221 9051-0 • Fax: +49 9221 9051-4444

E-Mail: buecher@boersenmedien.de

www.plassen.de

Vorwort

Die Lufttemperatur beträgt minus 20 Grad Celsius. Ich reibe meine eiskalten Finger kräftig aneinander, aber sie werden einfach nicht richtig warm. Sie machen einem eben ständig zu schaffen, diese alten Verletzungen, die man sich infolge von Erfrierungen eingehandelt hat. Die gehen auf das Konto des Mount Everest.

„Bist Du startklar, Kumpel?“, fragt Kameramann Simon mit einem Lächeln. Seine Kameraausrüstung ist montiert und einsatzbereit.

Ich lächle zurück. Ich bin ungewöhnlich nervös.

Irgendetwas stimmt nicht.

Aber ich höre nicht auf meine innere Stimme.

Die Arbeit ruft.

* * *

Mein Kamerateam schwärmt mir vor, wie atemberaubend schön die schneebedeckten Gipfel der kanadischen Rocky Mountains heute Morgen aussehen. Aber ich nehme das nicht wirklich wahr.

Denn es ist jetzt Zeit, dass ich mich gedanklich an meinen geheimen Ort zurückziehe. In jenen verborgenen Winkel tief in meinem Innersten, der sich durch absolute Konzentration, Unerschrockenheit,

Klarheit und Präzision auszeichnet. Auch wenn ich mit diesem Teil meines Innersten am besten vertraut bin, ziehe ich mich nur äußerst selten an diesen Ort zurück.

Das mache ich ausschließlich in besonderen Situationen. So wie jetzt.

Unter mir befindet sich eine etwa 90 Meter lange, steil abfallende Felswand, die mit einer dicken Schnee- und Eisschicht bedeckt ist. Steil, aber durchaus machbar.

Eine derart rasante Schussfahrt wie diese habe ich schon oft, sehr oft gemacht. Meine innere Stimme ermahnt mich: *Sei bloß niemals zu selbstsicher*. Diese Stimme hat immer recht.

Ein letzter tiefer Atemzug. Ein Blick hinüber zu Simon. Dieser erwidert meinen Blick stillschweigend.

Doch wir haben eine entscheidende Kurve nicht korrekt genommen. Ich weiß es. Aber ich reagiere nicht.

Ich springe.

Ich werde augenblicklich von der Geschwindigkeit überrascht. Normalerweise mag ich das. Doch dieses Mal bin ich beunruhigt.

Ich spüre, dass irgendetwas nicht stimmt.

Im Nu rase ich mit über 65 Stundenkilometern talwärts. Füße voran den Berghang hinunter. Mit meinem Kopf sause ich nur wenige Zentimeter am Eis vorbei. Das ist meine Welt.

Ich werde immer schneller. Der Rand des Berghangs kommt immer näher. Höchste Zeit, die Schussfahrt abzubremesen.

Schnell drehe ich mich auf den Bauch und schlage meinen Eispickel tief in den Schnee.

Eine weiße Wolke aus feinem Schneestaub und Eis wirbelt durch die Luft. Nachdem ich den Eispickel mit meiner ganzen Kraft tief in das Schneefeld gerammt habe, merke ich sofort, dass ich extrem an Geschwindigkeit verliere.

Es läuft alles ganz genauso wie immer. Wie am Schnürchen. Grenzenloses Selbstvertrauen. Es ist einer jener seltenen Augenblicke, die von absolut klaren Gedanken geprägt sind.

Ein flüchtiger Augenblick. Dann ist er vorbei.

Ich bin jetzt zum Stillstand gekommen.

Die Welt um mich herum steht still. Dann – rums.

Simon und sein schwerer Holzschlitten samt dem robusten Kamerateil aus Metall krachen direkt in meinen linken Oberschenkel. Und das mit gut und gerne über 70 Stundenkilometern. Der laute Aufprall entlädt sich augenblicklich in einer unglaublichen Explosion aus Schnee und Schmerz.

Es ist, als hätte mich ein Güterzug erfasst. Ich werde den Berg hinuntergeschleudert wie eine Stoffpuppe.

Das Leben steht still. Ich fühle und sehe alles wie in Zeitlupe.

Im Bruchteil einer Sekunde wird mir jedoch eines klar: Wäre der Schlitten nur um ein Grad von seiner Bahn abgewichen, hätte er mich am Kopf erwischt. Zweifellos wäre dies dann wohl der letzte Gedanke in meinem Leben gewesen.

Stattdessen krümme ich mich vor Schmerzen.

Ich weine. Es sind Tränen der Erleichterung.

Ich bin zwar verletzt, aber am Leben.

Ich sehe einen Hubschrauber, kann ihn aber nicht hören. Dann bin ich im Krankenhaus. Ich war schon in einigen Krankenhäusern, seit wir die Reihe *Abenteuer Survival – Ausgesetzt in der Wildnis: Bear Grylls* drehen. Ich hasse Krankenhäuser.

Ich kann sie allesamt mit verbundenen Augen erkennen:

Die dreckige und blutverschmierte Notaufnahme in Vietnam, in die ich gebracht wurde, nachdem ich mir im Dschungel meinen Finger zur Hälfte abgesäbelt hatte. Nachttische gab es dort nicht.

Dann der Steinschlag im Yukon. Ganz zu schweigen von dem weitaus schlimmeren Felssturz in Costa Rica. Der Einsturz des Grubenschachts in Montana oder das Salzwasser-Krokodil in Australien. Oder der fast fünf Meter lange Tigerhai, mit dem ich im Pazifik Bekanntschaft gemacht habe, oder gar der Schlangenbiss, den ich mir in Borneo zugezogen habe.

Es gab unzählige Situationen, in denen ich dem Tod gerade noch einmal von der Schippe gesprungen bin.

Sie alle schwimmen irgendwie in meiner Erinnerung. Alle waren übel.

Doch alle sind sie gut ausgegangen. Ich bin am Leben.

Es gibt viel zu viele solcher Situationen, um mich darüber aufzuregen. Denn das Einzige, worauf es im Leben ankommt, ist zu leben.

Ich lächle nur.

Am nächsten Tag ist der Zusammenstoß vergessen. Für mich gehört er der Vergangenheit an. Unfälle passieren eben; niemand hat Schuld daran.

Ich habe meine Lektion gelernt.

Hör auf Deine innere Stimme.

Und weiter geht's.

„Hey, Si, ich nehm's locker. Du gibst mir einfach eine Piña Colada aus, wenn wir hier rauskommen. Ach, und außerdem werde ich die Rechnungen für Bergrettung, Krankenhaus und Physiotherapie an Dich weiterleiten.“

Er greift nach meiner Hand und drückt sie. Ich mag diesen Kerl einfach.

Wir haben immerhin schon so manches Abenteuer gemeinsam gemeistert.

Ich schaue an mir herunter – auf meine zerrissenen Ski-Latzhosen, auf meine mit Blut verschmierte Jacke, die zertrümmerte Minikamera und die zerbrochene Skibrille.

Doch insgeheim frage ich mich: „Wann wurde dieses ganze verrückte Treiben eigentlich zu meiner Welt?“

1.

***Die jungen Leute wissen noch
zu wenig, um vernünftig zu handeln.
Darum versuchen sie das
Unmögliche – und bringen es,
Generation für Generation,
aufs Neue zuwege.***

– Pearl S. Buck, US-amerikanische Schriftstellerin
und Literaturnobelpreisträgerin

Mein Urgroßvater Walter Smiles hatte eine ganz klare Vorstellung von seinem Lebenstraum. Denn während er an der nordirischen Küste, die er so sehr liebte, die frische salzige Meeresluft einatmete, ließ er seinen Blick zu den weit draußen liegenden Copeland Islands von County Down schweifen. Er gelobte, dass er eines Tages nach Portavo Point – an diese ursprüngliche und windumtoste Bucht – zurückkehren würde, um genau hier zu leben.

Er träumte davon, sein Glück zu machen, seine große Liebe zu heiraten und ein Haus für sich und seine Braut zu bauen – hier, in dieser kleinen Bucht, von der aus man die zerklüftete irische Küstenlinie überblicken kann. Es war ein Traum, der nicht nur sein Leben, sondern letztlich auch sein Lebensende prägen sollte.

* * *

Walter stammte aus einer starken, hoch motivierten und zielstrebigten Familie. Sie war zwar nicht einflussreich und gehörte auch nicht zur High Society, dafür zeichneten sich ihre Mitglieder aber als vernünftige und tatkräftige Menschen mit großem Familiensinn aus. Walters Großvater war Samuel Smiles, der Autor des 1859 erschienenen

bahnbrechenden „Motivations“-Ratgebers mit dem Titel *Self-Help*. Das Werk galt als Meilenstein und wurde sofort zu einem Bestseller, dessen Erstausgabe sogar noch höhere Verkaufszahlen erzielte als *On the Origin of Species*¹ von Charles Darwin.

Samuels Buch *Self-Help* betonte insbesondere auch den Leitsatz, dass harte Arbeit und Durchhaltevermögen eine Schlüsselrolle bei der persönlichen Weiterentwicklung spielen. In der viktorianischen Gesellschaft traf sein Buch *Self-Help* haargenau ins Schwarze, denn zur damaligen Zeit lag einem Engländer die Welt regelrecht zu Füßen, sofern er über den nötigen Elan und Unternehmungsgeist verfügte, um sich tatkräftig für die Verwirklichung seiner Ziele einzusetzen. Das Buch wurde zum ultimativen Leitfaden, der dem gewöhnlichen Mann auf der Straße das Rüstzeug an die Hand gab, nach den Sternen zu greifen. Die Kernaussage des Buches machte deutlich, dass der Adelsstand kein Geburtsrecht ist, sondern dass er durch unser Handeln definiert wird. Es enthüllte die einfachen, bislang jedoch unausgesprochenen Grundsätze für ein sinnvolles und erfülltes Leben und definierte einen Gentleman einzig auf der Grundlage seines Charakters und nicht etwa seiner Abstammung.

Reichtum und gesellschaftliche Stellung gehen nicht zwingend Hand in Hand mit echten ritterlich-edelmütigen Charaktereigenschaften.

Denn ein armer Mann, welcher reich ist an Mut und Tatkraft, ist in jeglicher Hinsicht einem reichen Mann, welcher arm ist an Mut und Tatkraft, weit überlegen.

Um es mit den Worten des heiligen Paulus zu sagen, der Erstgenannte „hat nichts und besitzt doch alles“, während der Letztgenannte zwar alles besitzt und dennoch nichts hat.

Nur diejenigen, welche arm sind an Mut und Tatkraft, sind wahrhaftig arm. Derjenige, der alles Hab und Gut verloren hat, aber dennoch seinen Mut, seinen Frohsinn, seine Hoffnung, seine Tugend und seine Selbstachtung nicht sinken lässt, ist noch immer ein reicher Mann.

1) *Über die Entstehung der Arten*, Anm. d. Übers.

Im viktorianischen Zeitalter, das heißt in einem aristokratischen England mit extrem ausgeprägtem Klassenbewusstsein, waren dies revolutionäre Worte. Um seinen Leitsatz unmissverständlich deutlich zu machen (und um zweifellos ein paar hochwohlgeborenen aristokratischen Egos auf den Schlips zu treten) betonte Samuel noch einmal mit Nachdruck, dass der Titel Gentleman verdient werden müsse: „Es gibt keinen Freifahrtschein für wahre Größe.“

* * *

Samuel Smiles schließt sein Buch mit der nachfolgenden sehr bewegenden Geschichte eines Generals mit Gentleman-Qualitäten:

Ein Gentleman zeichnet sich durch seine Aufopferungsbereitschaft aus, indem er das Wohl der anderen bei den kleinen alltäglichen Angelegenheiten des Lebens vor sein eigenes stellt. [...] In diesem Zusammenhang wollen wir auf die Anekdote des edelmütigen Sir Ralph Abercromby verweisen, von dem berichtet wird, dass man ihm, als er in der Schlacht von Abukir tödlich verwundet wurde, eine Wolldecke, die einem Soldaten gehörte, unter den Kopf geschoben hatte, um seine Schmerzen erträglicher zu machen, wodurch seine Qualen in der Tat erheblich gelindert wurden.

Er fragte, was man ihm da unter den Kopf geschoben hatte.

„Das ist bloß die Wolldecke von einem Soldaten“, lautete die Antwort.

„Wem gehört diese Decke?“, fragte er, indem er seinen Oberkörper halbwegs aufrichtete.

„Einem der Männer.“

„Ich wünsche zu erfahren, wie dieser Mann heißt, dem die Decke gehört.“

„Sie gehört Duncan Roy vom 42. Regiment, Sir Ralph.“

„Dann sorgen Sie dafür, dass Duncan Roy noch heute Nacht seine Decke zurückerhält.“

Der General hätte noch nicht einmal für eine einzige Nacht einen einfachen Soldaten seiner Decke beraubt, selbst wenn er dadurch seine Todesqualen hätte lindern können.

Es ist genauso, wie Samuel geschrieben hat: „Wahrer Mut und echte Großherzigkeit gehen Hand in Hand.“

Und genau in dieser Familie, die nach eben diesem altüberlieferten Wertesystem lebte, ist mein Urgroßvater Walter aufgewachsen und hat seinen ganz persönlichen Lebenstraum gefunden.

In meinen ersten Schuljahren habe ich meine gesamten Ferien an der nordirischen Küste in Portavo Point in Donaghadee verbracht, und zwar in exakt demselben Haus, in dem mein Urgroßvater Walter gelebt hatte und in dessen unmittelbarer Nähe er schließlich ums Leben kam.

Ich liebte diesen Ort.

Der kräftige Wind, der vom Meer herüberwehte, und der Geruch von Salzwasser drang in jeden Winkel des Hauses. Die Wasserhähne quietschten beim Aufdrehen und die Betten waren so alt und so hoch, dass ich immer am Bettgestell hochklettern musste, um überhaupt in mein Bett hineinzukommen.

Ich kann mich noch gut an den Gestank des alten Yamaha-Außenbordmotors erinnern, mit dem unser fast schon museumsreifes Holzboot ausgestattet war, das mein Vater bei ruhiger See immer hinunter zum Strand schaffte, um eine Spritztour mit uns zu machen. Ich erinnere mich auch daran, dass ich durch die Wiesen und Wälder gestreift bin, wenn überall die Glockenblümchen blühten. Ganz besonders gern bin ich draußen herumgetollt und habe mit meinem Vater Verstecken gespielt; dabei habe ich mich hinter den Bäumen versteckt und mein Vater musste mich immer suchen.

Ich weiß noch, wie meine ältere Schwester Lara mir mal einen ordentlichen Schubs gegeben hat, sodass ich auf meinem Skateboard die Einfahrt hinuntergesaust und in den Zaun gekracht bin; oder wie Oma Patsie und ich gemeinsam das Bett hüten mussten, weil wir beide mit Masern darniederlagen und aus Quarantänegründen ins Gartenhäuschen verbannt wurden, damit wir die anderen nicht auch noch ansteckten.

Ich kann mich auch erinnern, dass ich in dem kalten Wasser der Bucht geschwommen bin und jeden Tag zum Frühstück ein hart gekochtes Ei gefuttert habe.

Im Grunde war dies der Ort, wo meine Liebe zum Meer und zur wilden unberührten Natur erwacht ist.

* * *

Doch zum damaligen Zeitpunkt war mir das noch nicht bewusst.

Die Schulzeit dagegen verbrachte ich Trimester für Trimester in London, wo mein Vater seiner Arbeit als Politiker nachging. (Die Tatsache, dass meine Mutter ausgerechnet einen künftigen Parlamentsabgeordneten geheiratet hat, wo sie doch durch ihre Mutter Patsie am eigenen Leib erfahren hatte, welch gefährliche Macht von der Politik ausgeht, hatte schon irgendwie etwas eigenartig – vielleicht auch nicht ganz so eigenartig – Ironisches.)

Als mein Vater das Royal Marines Commando – die Marineinfanterie des britischen Naval Service – nach drei Dienstjahren als Offizier verließ, heiratete er meine Mutter und arbeitete zunächst als Weinimporteur. Danach führte er ein kleines Weinlokal in London, bevor er sich schließlich als Kandidat für die Wahl zum Gemeinderat aufstellen ließ und im Anschluss daran für die Wahl zum Abgeordneten für den Wahlbezirk Chertsey, südlich von London.

Was allerdings viel wichtiger ist, mein Vater war in erster Linie ein guter Mensch: Ein freundlicher, großherziger, lustiger und loyaler Mann, der von vielen geschätzt und gemocht wurde. Doch wenn ich an meine Schulzeit in London zurückdenke, so fühlte ich mich damals als Heranwachsender ziemlich einsam.

Mein Vater arbeitete sehr hart und oftmals bis spät in die Nacht, und da meine Mutter seine Assistentin war, arbeitete sie genauso lange. Diese Zeit war für mich sehr schwer, denn ich vermisste einfach das Familienleben – Zeit, in der wir gemeinsam etwas unternehmen konnten, ganz ohne Stress und Termindruck.

Wenn ich so zurückschaue, dann habe ich mich schon sehr nach einem ausgeglichenen Familienleben gesehnt. Und das ist wohl auch der Grund dafür, warum ich mich in der Schule so schlecht betragen habe.

Ich kann mich noch erinnern, dass ich einmal einen Schulkameraden so fest gebissen habe, dass er blutete, woraufhin meine Lehrer meinen Vater anriefen und sich beklagten, dass sie nicht mehr wüssten, wie sie mir beikommen sollten. Mein Vater versicherte ihnen, dass er schon wusste, wie er mir beikommen könnte und kam sofort zur Schule gefahren.

Er setzte sich auf einen Stuhl in die Mitte der Turnhalle, versammelte alle Schüler im Schneidersitz um sich herum und versohlte mir dann so kräftig den Hintern, bis er grün und blau war.

Am nächsten Tag riss ich mich auf einer viel befahrenen Londoner Straße von der Hand meiner Mutter los und lief davon, bis die Polizei mich dann einige Stunden später am Schlafittchen packte. Ich denke mal, ich wollte Aufmerksamkeit.

Da ich ununterbrochen Schwierigkeiten machte, sah meine Mutter sich gezwungen, mir Hausarrest zu geben und sperrte mich in mein Zimmer ein; allerdings plagte sie derweil immer die Sorge, dass mir womöglich der Sauerstoff ausgeht, weshalb sie einen Schreiner beauftragte, ein paar Luftlöcher in die Tür zu machen.

Doch wie heißt es so schön? Not macht erfinderisch: Ich hatte recht schnell den Bogen raus, wie ich mit einem entsprechend zu-rechtgebogenen Kleiderbügel durch die Luftlöcher hindurch den Riegel öffnen und mich aus dem Staub machen konnte. Das waren meine ersten Ausflüge in die Welt des Tüftelns und Improvisierens, und diese Fähigkeiten haben mir über all die Jahre hinweg sehr gute Dienste geleistet.

Gleichzeitig habe ich aber auch eine Leidenschaft für körperliche Betätigung entwickelt. Meine Mutter hat mich jede Woche in einer

kleinen Sporthalle abgeliefert, wo der unvergessliche Mr. Sturgess Turnkurse für Kinder abhielt.

Diese Kurse fanden in einer alten, staubigen Doppelgarage statt, die sich auf der Rückseite eines Wohnblocks im Stadtteil Westminster befand.

Mr. Sturgess leitete den Unterricht mit der eisernen Disziplin eines ehemaligen Militärangehörigen. Jeder von uns hatte seine klar markierte „Stelle“ auf dem Boden, wo wir regungslos strammstehen und auf unsere nächste Turnübung warten mussten. Und er hat uns hart rangenommen. Man konnte den Eindruck gewinnen, Mr. Sturgess hätte vergessen, dass wir erst sechs Jahre alt waren – doch wir Kinder liebten das.

Durch das Training fühlten wir uns als etwas Besonderes.

Unter einer Metallstange, die gut und gerne zwei Meter hoch war, haben wir uns immer nebeneinander in einer Reihe aufgestellt und dann hat jeder gesagt: „Bitte hochheben, Mr. Sturgess.“ Daraufhin hat er einen nach dem anderen von uns hochgehoben und hängen lassen, bis er am Ende der Reihe angekommen war.

Die Regeln waren ganz einfach: Solange nicht die gesamte Reihe an der Stange baumelte wie ein toter Fasan am Haken in der Kühlkammer beim Metzger, durfte man nicht um Erlaubnis bitten, loszulassen. Und selbst dann musste man darum bitten: „Bitte runterlassen, Mr. Sturgess.“ Wenn man sich nicht mehr halten konnte und vorzeitig den Abgang machte, wurde man zu seinem Platz zurückgeschickt und musste sich schämen.

Wie sich herausstellte, genoss ich diese Trainingsstunden sehr, denn ich legte großen Wert darauf, immer der Letzte zu sein, der noch an der Stange baumelte. Meine Mutter sagte immer, dass sie diesen Anblick nicht ertragen konnte, wie mein kleiner, hagerer Körper dort oben hing und mein schmerzverzerrtes Gesicht in wilder Entschlossenheit, bis zum bitteren Ende durchzuhalten, purpurrot anlief.

Die übrigen Jungs ließen sich – einer nach dem anderen – von der Stange holen, während ich noch immer da oben hing und verbissen darum kämpfte, unbedingt so lange auszuharren, bis sogar Mr. Sturgess zu dem Schluss käme, dass jetzt endlich genug wäre.

Danach bin ich immer zu meinem Platz zurückgeflitzt, mit einem breiten Grinsen von einem Ohr zu anderen.

Der Satz „Bitte runterlassen, Mr. Sturgess“, wurde in unserer Familie zum geflügelten Wort, denn er verkörperte für uns den Inbegriff von harter körperlicher Anstrengung, strenger Disziplin und tollkühner Entschlossenheit. Eigenschaften, die mir während meiner späteren Militärlaufbahn gute Dienste geleistet haben.

Meine sportlichen Trainingseinheiten waren also ziemlich ausgewogen: Klettern, Hängen und Ausbüxen.

Ich liebte jede einzelne.

Noch heute sagt meine Mutter über mich, dass es ihr immer so vorkam, als wäre ich als Heranwachsender fest entschlossen gewesen, eine Mischung aus Robin Hood, Harry Houdini, Johannes dem Täufer und einem Attentäter zu werden.

Ich habe diese Äußerung als großes Kompliment betrachtet.

Es gab zwei Gründe, die mich dazu bewogen haben, zu den SAS Reserves – das ist eine Reserveeinheit des SAS – zu gehen.

Zum einen war ich fest entschlossen, in meinem Leben etwas Besonderes zu erreichen, das für mich einen bleibenden Wert hat. Das heißt, ich wollte jenen Stolz empfinden, der ein Leben lang anhält; die Gewissheit haben, dass ich alles gegeben hatte, dass ich auf eine harte Probe gestellt worden war – und mich erfolgreich geschlagen hatte.

Es ist sehr schwer, dieses Gefühl in Worte zu fassen, aber in mir drin habe ich es sehr klar und deutlich gespürt.

Der zweite Beweggrund war allerdings weniger rühmlich.

Ich wollte all diese spießigen UOTC-Möchtegern-Soldaten, die mich so hochnäsiger von oben herab angeschaut hatten, in den Schatten stellen. Ein ziemlich bescheuerter Grund, ich weiß! Doch ich wollte denen zeigen, was wirklich in mir steckte. Ich wollte ihnen vor Augen führen, dass es im richtigen Soldatenleben nur auf eins ankommt, und das heißt, schuften, schuften und nochmals schuften – und nicht etwa, sich in schmucker Uniform voller Stolz geschniegelt und gestriegelt zu präsentieren.

Beide Beweggründe mögen durchaus ein wenig verschroben anmuten, doch wenn ich ehrlich bin, dann sind dies vermutlich haargenau die Gründe, warum ich mich ursprünglich der Herausforderung stellen und an diesem SAS (R)-Auswahlverfahren teilnehmen wollte.

Denn in erster Linie ging es mir darum, etwas absolut Außergewöhnliches zu schaffen, das nur wenige Leute erfolgreich bis zu Ende durchziehen.

Die Kehrseite der Medaille war jedoch, dass ich diese Aufgabe wie eine fast nicht zu bewältigende Herausforderung empfand.

Ich wusste immerhin, dass von den unzähligen durchtrainierten und gestählten Soldaten, die jedes Jahr am Auswahlverfahren für das 21. Regiment der SAS-Reserveeinheit – oder kurz, 21 SAS Selection – teilnahmen, in aller Regel nicht mehr als eine kleine Handvoll diese Prüfung bestanden haben. Angesichts einer so brutal hohen Durchfallquote, ist es keine leichte Entscheidung, sich zu dieser Prüfung anzumelden, insbesondere dann nicht, wenn man das Gefühl hat, körperlich sehr „durchschnittlich“ gebaut zu sein.

Andererseits habe ich mir aber die bewegenden Worte des amerikanischen Dichters Robert Frost zu meinem Grundsatz gemacht: „Zwei Waldeswege trennten sich und ich – ich ging und wähl’ den stilleren für mich – und das hat all mein Leben umgedreht.“¹ Das ist ein guter Ratschlag, den man im Leben beherzigen sollte.

Doch der größte und letztlich ausschlaggebende Beweggrund war, dass mir mein Studium an der Universität nicht wirklich Spaß machte.

The Brunel und unsere kleine Clique von Kumpels fand ich klasse, doch das Universitätsleben als ordentlicher Student brachte mich schier um. (Allerdings muss ich schnell hinzufügen, dass dies nichts mit dem Arbeitspensum zu tun hatte, denn das war sehr überschaubar, sondern vielmehr damit, dass ich das Gefühl hatte, einfach in der Masse der Studenten unterzugehen.)

Natürlich hat mir der entspannte studentische Lebensstil gefallen (so zum Beispiel, dass ich jeden Tag pudelnackt im Zierteich auf dem

1) Die zitierten Zeilen stammen aus dem Gedicht *The Road Not Taken*; in der deutschen Übersetzung *Der nicht gegangene Weg* von Walter A. Aue, Anm. d. Übers.

Uni-Parkplatz schwimmen ging), aber das war ja längst nicht alles. Denn es machte mir einfach zu schaffen, dass ich so wahnsinnig unmotiviert war.

Das hat mich psychisch ziemlich fertig gemacht.

Denn so hatte ich mir mein Leben nicht vorgestellt.

Ich spürte eine große Unruhe in mir und wollte vorankommen und etwas bewegen.

(Ach ja, und mit der Zeit entwickelte ich eine richtige Abneigung gegen die deutsche Sprache, und zwar in einem Ausmaß, das schon fast krankhafte Züge annahm.)

Also beschloss ich, dass es an der Zeit wäre, eine Entscheidung zu treffen.

Über den UOTC haben Trucker und ich ganz unauffällig ein Treffen mit dem ehemaligen SAS-Offizier arrangiert, weil wir ihn um Rat fragen wollten, was unsere ehrgeizigen Ambitionen anging, uns für die Teilnahme an der SAS Selection anzumelden.

Ich hatte schon ein wenig Muffensausen, als ich ihm davon erzählte.

Er wusste schließlich, dass wir zwei Radaubröder waren und dass wir keine einzige der militärischen „Standardübungen“ im UOTC jemals auch nur halbwegs ernst genommen hatten. Doch zu meiner großen Verwunderung überraschte es ihn nicht im Entferntesten, was wir ihm erzählten.

Daraufhin setzte er ein recht vielsagendes Lächeln auf und meinte, dass wir wahrscheinlich prima beim SAS aufgehoben wären – natürlich vorausgesetzt, wir würden die Selection-Prüfung bestehen. Er sagte, dass der SAS eine große Anziehungskraft auf Außenseiter und eigenwillige Charaktere hätte – allerdings würde er nur diejenigen aufnehmen, die sich zuvor als würdig erwiesen hätten.

Anschließend hat er uns etwas Geniales erzählt, das mir seither im Gedächtnis geblieben ist.

„Jeder, der an der SAS Selection teilnimmt, besitzt als grundlegendes Ausstattungsmerkmal einen Körper: Zwei Arme, zwei Beine und zwei Lungenflügel. Was jedoch den Unterschied ausmacht, zwischen denjenigen, die die Prüfung bestehen und denjenigen, die scheitern, ist das, was hier drin ist“, sagte er und zeigte auf seine Brust. „Denn

der entscheidende Unterschied ist, ob man mit seinem Herzen dabei ist. Ihr ganz allein wisst, ob Ihr das Zeug dazu habt. Viel Glück Euch beiden ... ach ja, und wenn Ihr die Prüfung besteht, dann lade ich Euch zum Mittagessen ein.“

Eine solche Einladung von einem Offizier, das hatte schon etwas zu heißen – wenn er sich in Unkosten stürzen wollte.

So viel dazu.

Trucker und ich schrieben also an das SAS-Hauptquartier – das heißt, an das 21 SAS HQ – und ersuchten mit großem Herzklopfen darum, für die SAS Selection zugelassen zu werden. Zuerst würden sie uns ihrer strengen Sicherheitsüberprüfung unterziehen und uns danach hoffentlich mitteilen, dass sie für uns einen Platz in der vorab stattfindenden Eignungsprüfung – der sogenannten SAS Pre-Selection – reservieren (oder nicht), einschließlich aller Informationen bezüglich Daten, Zeiten und Hinweisen für die Teilnahme.

Das Einzige, was wir in der Zwischenzeit tun konnten war, warten, hart trainieren und beten.

Ich feuerte meine ganzen Deutsch-Lehrbücher kurzerhand in den Mülleimer und fühlte mich gleich viel, viel besser. Und tief in meinem Innersten hatte ich so ein Gefühl, als ob ich gerade dabei wäre, mich auf das größte Abenteuer meines Lebens einzulassen.

Und das Allerbeste daran: Es gab niemanden namens Deborah Malediven, der mir erklärte, dass ich unbedingt einen Universitätsabschluss brauche, wenn ich zum SAS will. Denn die einzige Qualifikation, die ich dafür brauchte, befand sich in meiner Brust und schlug wie wild.

Als Vorwort zu diesem Kapitel möchte ich folgende Anmerkungen machen.

Als ehemaliger Angehöriger einer Spezialeinheit habe ich den Official Secrets Act unterzeichnet, der mich zur Geheimhaltung verpflichtet und mir zu Recht untersagt, Einzelheiten zu Standorten, Personen und Namen sowie zu Operationen und Vorgehensweisen des Special Air Service preiszugeben.

Die nachfolgende Schilderung wurde deshalb entsprechend abgeändert, um sicherzustellen, dass ich nicht gegen diese Geheimhaltungspflicht verstoße, denn es ist nach wie vor für mich persönlich sehr wichtig, dieser Bruderschaft meine Ehrerbietung zu erweisen.

Ziel und Zweck des zweiten Teils dieses Buches ist es, Ihnen eine Vorstellung zu vermitteln, was ich durchmachen musste, um mir das Recht zu erwerben, ein Mitglied der SAS-Spezialeinheit und damit Angehöriger der SAS-Familie zu werden.

3.

***Es gibt keinen besseren Lehrmeister
im Leben als widrige Umstände.***

– Benjamin Disraeli, britischer Staatsmann und Schriftsteller

Im Sommer 1996 habe ich einen Monat lang in einem Wildreservat in der damaligen Provinz Nord-Transvaal (heute Limpopo, Anm. d. Übers.) der Republik Südafrika ausgeholfen, wo ich die Aufgabe hatte, den Rotwildbestand zu reduzieren und Empfehlungen abzugeben, wie man die Wilderer in Schach halten kann. Dabei habe ich jeden Tag Seite an Seite mit den Schwarzafrikanern zusammengearbeitet; es war mir eine Ehre, für die ich auch noch bezahlt wurde.

Doch bevor ich wieder die Heimreise nach Großbritannien antrat, wollte ich zuerst noch ein wenig ausspannen, mich amüsieren und Spaß haben. Daher beschloss ich, mich in Richtung Norden nach Simbabwe aufzumachen, um dort einen Teil meines Soldes auf den Kopf zu hauen.

Spaß haben hieß für mich, mit guten Freunden zum Fallschirmspringen zu gehen und mir abends ganz gepflegt ein paar Drinks zu genehmigen.

Eben die schönen Dinge des Lebens genießen.

* * *

Die grelle Sonne Afrikas verschwand langsam hinter dem Horizont und tauchte den Himmel in der Abenddämmerung in ein warmes leuchtendes Rot.

Wir saßen so dicht zusammengedrängt in dem kleinen Flugzeug, dass meine Füße einschliefen und taub wurden. Deshalb versuchte ich die Muskeln anzuspannen, damit das Blut besser zirkulieren konnte.

Während wir uns noch im Steigflug befanden, bis wir die Absprunghöhe in knapp 5.000 Metern erreicht hatten, gab es zwischen uns keinen Blickkontakt. Das ist sehr oft so, weil sich in diesen Augenblicken jeder in seine eigene kleine Welt zurückzieht und mit sich selbst und seinen Gedanken beschäftigt ist.

Als das Flugzeug in den Horizontalflug überging, waren die Jungs auf einmal wieder voll da und überprüften immer wieder ihre Ausrüstung. Einer von ihnen betätigte den Türhebel.

Als sich die Tür öffnete und auf der Führungsschiene nach hinten glitt, wurde die Stille im Flugzeug durch den ohrenbetäubenden Lärm des Motors und den mit über 110 Stundenkilometern vorbeirauschenden Slipstream – den vom Propeller verursachten kreisförmigen Luftstrom am Heck des Flugzeugs – jäh unterbrochen.

Dann leuchtete das Signal „Rot – Fertigmachen zum Absprung“.

Alle schienen außergewöhnlich gelassen zu sein, als wir vor uns die rote Lampe aufleuchten sahen.

Dann wechselte sie auf Grün.

„Alle Mann raus.“

Die Jungs sprangen einer nach dem anderen aus dem Flugzeug und stürzten im freien Fall nach unten. Zuletzt war ich noch der Einzige im Laderaum des Flugzeugs. Ich schaute nach unten, holte wie gewohnt noch einmal tief Luft und schwang mich auch aus der Tür.

Während des Falls konnte ich die Luftströmung dazu nutzen, um meine Körperposition beliebig zu verändern und so meine „Flugrichtung“ zu steuern. Wenn ich zum Beispiel eine Schulter gegen den Luftwiderstand nach unten gedrückt habe, drehte ich mich um meine eigene Achse und der Horizont flog an meinen Augen vorbei.

Dieses Gefühl nennt man auch „die Freiheit des Himmels“.

Gerade konnte ich unter mir noch meine Kumpels im freien Fall als winzige Punkte erkennen, dann waren sie auf einmal in den Wolken verschwunden. Wenige Sekunden später bin auch ich in dieser Wolkenschicht verschwunden und spürte die feuchte Luft dieser Wolken in meinem Gesicht. Mann, wie ich dieses Gefühl liebte – durch diesen endlosen, nebelgrauen Raum hindurchzufallen.

1.000 Meter. Zeit, den Fallschirm zu öffnen.

Also griff ich an meine rechte Hüfte, um den Auslösegriff zu ziehen. Ich zog einmal kräftig daran und zunächst lief alles wie gewohnt.

Die Schirmkappe öffnete sich mit einem Ruck und sofort verstummte dieses laute Pfeifen des Windstroms bei einer Geschwindigkeit von über 200 Stundenkilometern im freien Fall. Meine Fallgeschwindigkeit sank jetzt auf 40 Stundenkilometer.

Dann schaute ich nach oben und merkte, dass irgendetwas nicht stimmte – ganz und gar nicht stimmte.

Über mir schwebte nicht etwa ein glatter, gleichmäßiger Flächenfallschirm, sondern ein extrem deformiertes Etwas, das eher einem unförmig aufgeblähten Haufen Stoff glich als einem Fallschirm – doch das war eine echte Katastrophe, denn so ein Stoffhaufen lässt sich so gut wie gar nicht steuern.

Ich zog mit aller Kraft an beiden Steuerleinen, um zu testen, ob ich dadurch die Vorwärtsgeschwindigkeit abbremsen und so meine Sinkgeschwindigkeit verringern könnte.

Fehlanzeige.

Dann stieg auf einmal Panik in mir hoch.

Ich konnte sehen, wie der Wüstenboden immer näher kam und wie die kleinen Punkte da unten immer größer wurden und deutliche Konturen annahmen. Ich sank sehr schnell – viel zu schnell.

Mir würde also nichts anderes übrig bleiben, als mit diesem Ding irgendwie zu landen.

Und ehe ich mich versah, war es zu spät, um noch den Reservefallschirm auszulösen. Der Boden kam immer näher, und zwar immer schneller. Aus purer Angst hatte ich viel zu früh und viel zu unkontrolliert bis zum Stall-Punkt an beiden Steuerleinen gezogen, sodass die ohnehin schon deformierte Schirmkappe nun völlig zusammen-

sackte und es zu einem kompletten Strömungsabriss kam. Dadurch wurde mein Körper zunächst in die Horizontale katapultiert und danach fiel ich wie ein Stein vom Himmel und knallte auf den Wüstenboden.

Wie eine Stoffpuppe wurde mein Körper zu Boden geschleudert. Ich landete in einer Wolke aus Staub und Erde und lag nur da und stöhnte.

Ich war direkt auf meinem Rücken gelandet, und zwar exakt auf dem fest gepackten Reservefallschirm, den ich als steinhartes quadratisches Kissen in der Mitte meines Gurtzeugs spürte. Als ich auf dem Boden aufschlug, fühlte sich das an, als wäre mir dieser steinharte Reserveschirm glatt durch meine Wirbelsäule geschossen worden.

Ich konnte nicht aufstehen; ich konnte mich nur, vor Schmerzen stöhnend, auf dem staubigen Boden hin und her wälzen.

Während ich so dalag und darauf wartete, dass meine Kumpels kommen und mir helfen, liefen mir die Tränen übers Gesicht – ich wusste einfach, dass ich es vermasselt hatte.

Wir haben schließlich nur ein Leben, und in diesen qualvollen Augenblicken wurde mir schlagartig bewusst, dass ich die Sache vergeigt hatte – total vergeigt.

Tief in meiner Magengrube spürte ich auf einmal diese unbändige Angst, dass mein Leben wohl nie wieder so sein würde, wie es einmal war.